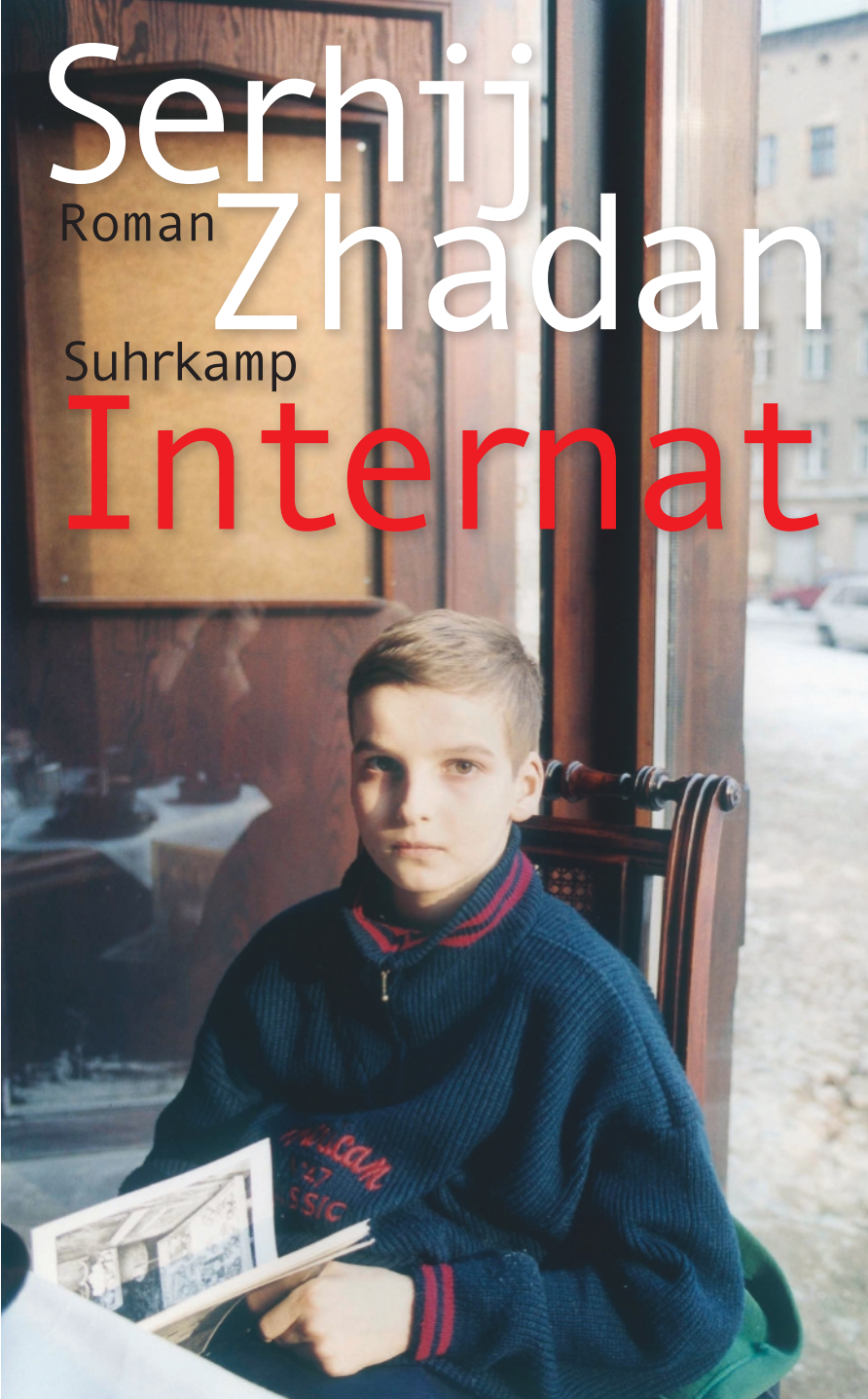
Serhij Zhadan

Roman

Suhrkamp

Internat



suhrkamp taschenbuch 5233

Ein junger Lehrer will seinen Neffen aus der Schule, die unter Beschuss geraten ist und keine Sicherheit mehr bietet, nach Hause holen. Durch den Ort zu kommen, in dem das zivile Leben zusammengebrochen ist, dauert einen ganzen Tag. Der Heimweg wird zur Prüfung. Die beiden geraten in die unmittelbare Nähe der Kampfhandlungen, ohne mehr sehen zu können als den milchigen Nebel, in dem gelbe Feuer blitzen. Maschinengewehre rattern, Minen explodieren, paramilitärische Trupps, herrenlose Hunde tauchen in den Trümmern auf und apathische Menschen stolpern orientierungslos durch eine apokalyptische urbane Landschaft.

»Serhij Zhadan hat den bislang wohl wichtigsten Roman über den Krieg in seiner Heimat geschrieben, ohne Ideologie, ohne Vereinfachung und mit unvergesslichen Bildern.«

Natascha Freundel, ndr.de

Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels 2022

Serhij Zhadan, 1974 im Gebiet Luhansk/Ostukraine geboren, debütierte als 17-Jähriger und publizierte zahlreiche Gedichtbände und Prosawerke. Für *Die Erfindung des Jazz im Donbass* wurde er mit dem Jan-Michalski-Literaturpreis und mit dem Brücke Berlin Preis 2014 ausgezeichnet (zusammen mit Juri Durkot und Sabine Stöhr). Die BBC kürte das Werk zum »Buch des Jahrzehnts«. 2022 erhielt Serhij Zhadan u. a. den Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken der Heinrich-Böll-Stiftung und den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Zhadan lebt in Charkiw.

Sabine Stöhr übersetzt aus dem Ukrainischen, u. a. die Werke von Juri Andruchowytsch und, gemeinsam mit Juri Durkot, das Romanwerk von Serhij Zhadan. 2018 erhielten Sabine Stöhr und Juri Durkot den Preis der Leipziger Buchmesse für ihre Übersetzung des Romans *Internat* von Serhij Zhadan.

Zuletzt erschienen: *Himmel über Charkiw. Nachrichten vom Überleben im Krieg* (2022), *Hymne der demokratischen Jugend* (st 4217), *Die Erfindung des Jazz im Donbass* (2012), *Warum ich nicht im Netz bin. Gedichte und Prosa aus dem Krieg* (2016), *Mesopotamien* (st 4778)

Serhij Zhadan

INTERNAT

Roman

Aus dem Ukrainischen
von Juri Durkot
und Sabine Stöhr

Suhrkamp

Erste Auflage 2023
suhrkamp taschenbuch 5233
© Serhij Zhadan 2017
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2018
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner
Umschlagfoto: Jitka Hanzlová, *Ohne Titel*, 1996 # 2 (*Bewohner*)
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47233-0

www.suhrkamp.de

Internat

»Fahr und hol ihn«, brüllt der Alte.

»Ist doch ihr Sohn«, brüllt Pascha zurück, »soll sie ihn doch selbst holen.«

»Er ist dein Neffe«, erinnert ihn der Alte.

»Na und?«

»Mein Enkel.«

Und das alles, ohne den Fernseher auszuschalten. Den Fernseher schaltet er nicht einmal nachts aus. Der Fernseher ist bei ihnen das Ewige Feuer: leuchtet weniger zur Freude der Lebendigen als zur Erinnerung an die Toten. Der Alte schaut die Wettervorhersage, als müsse dort sein Name erwähnt werden. Wenn die Vorhersage vorbei ist, sitzt er noch eine Weile und verdaut erst einmal, was er gehört hat. Pascha schaut nicht fern, vor allem im letzten Jahr nicht mehr, seit die Nachrichten nur noch Angst machen. Er sitzt in seinem Zimmer, am Tisch mit den Schulbüchern, hält es nicht mehr aus, erhebt sich von der Couch, verlässt die Wohnung. Der Alte dreht sich nach dem Geräusch um, denn die Federn der Couch knacken wie trockene Zweige im Pfadfinderlagerfeuer. Die Möbel daheim sind alt, aber zäh; sie werden die gegenwärtigen Bewohner bestimmt überleben. Seine Schwester hatte vorgeschlagen, wenigstens die Sessel neu zu beziehen, aber Pascha winkte nur ab. Warum neu beziehen, sagte er, das, sagte er, sei wie mit siebzig ein Lifting machen. Klar geht das, aber besser, man nimmt gleich Schmerzmittel. Seine Schwester taucht in der letzten Zeit sowieso kaum mehr auf, also spricht auch niemand mehr von neuen Bezügen.

Pascha mag dieses Haus, er wohnt hier schon sein ganzes Leben lang und hat vor, auch weiter hier zu wohnen. Es wurde von deutschen Gefangenen gebaut, gleich nach dem Krieg. Ein ziemlich geräumiges Gebäude, für zwei Familien. Die zweite Straße vom Stationsbahnhof, dicht besiedelter Privatsektor, in dem vor allem Eisenbahner wohnen. Die ganze Siedlung wurde um die Station herum errichtet: die Station gab Arbeit,

sie gab Hoffnung – ein vom Dampflokqualm schwarzes Herz, das Blut in die umliegenden Talsenken und Waldgebiete pumpte. Sogar jetzt, wo das Depot leer steht wie ein Schwimmbecken, aus dem man das Wasser abgelassen hat, und höchstens noch Schwalben und Landstreicher in den Werkshallen wohnen, hängt das Leben an der Eisenbahn. Nur dass es keine Arbeit mehr gibt. Irgendwie geht die Arbeit in den Arbeitersiedlungen immer zuerst zur Neige. Die Werkshallen wurden geschlossen, und alle gingen ihrer Wege, versteckten sich in den engen Höfen mit den vom sengend heißen Sommer ausgetrockneten Brunnen und den Erdkellern, deren Vorräte noch vor Weihnachten erschöpft sind.

Pascha allerdings steht sich nicht schlecht – immerhin ist er Staatsangestellter. Ja, denkt Pascha, als er aus dem Haus tritt und die mit Hospitaldecken gepolsterte Tür hinter sich schließt, immerhin ein Staatshaushalt, immerhin Staatsangestellter. Der Schnee im Hof ist blau-rosa, er spiegelt die westliche Sonne und den Abendhimmel, dunkelt aus tiefen Poren. Scharf anzufassen ist er, schmeckt nach Märzwasser, bedeckt die feuchte schwarze Erde, so dass man keinen Wetterbericht braucht: Der Winter wird lange dauern, alle werden sich daran gewöhnen, werden leiden und sich gewöhnen. Und erst wenn sie es gewohnt sind, beginnt etwas Neues. Vorerst aber gleicht die Welt einem Schneeklumpen in warmen Händen: Er taut, gibt Wasser ab, aber je länger, desto kälter werden die Hände, desto weniger warme Bewegung in ihnen, desto mehr eisige Erstarrung. Das Wasser, wenn auch getaut, bleibt tödlich, die Sonne versinkt im komplizierten System der Wasserspiegel und Reflexionen, und es ist unmöglich, sich an ihr zu wärmen; gleich nach Mittag, nach dem feuchten Signalton, der über der Station hängenbleibt, beginnt die Dämmerung, und sofort verschwindet das Gefühl von Tauwetter, die Illusion von Wärme.

Pascha umrundet das Haus und stapft über den durchweichten Pfad zwischen den Bäumen. Ihr ganzes Leben haben sie das Haus mit einem Bahnarbeiter geteilt. Die eine Hälfte gehörte ihm, die andere Paschas schrecklich netter Familie:

Vater, Mutter, Pascha und seiner Schwester. Vor ungefähr fünfzehn Jahren, als sie noch alle zusammenwohnten, brannte die Bahnarbeiterhälfte ab. Das Feuer konnte gelöscht werden. Aber wiederaufbauen wollte der Bahnarbeiter nicht – er ging zum Stationsbahnhof, bestieg einen Zug in östliche Richtung und verschwand für immer aus ihrem Leben. Sie rissen die abgebrannte Hälfte des Hauses einfach ein, tünchten die Mauern weiß und lebten weiter. Von außen sieht das Haus aus wie ein halbes Brot auf dem Regal im Laden. Der Alte verlangt das immer – ein halbes, um nicht zu viel zu kaufen. Und nicht zu viel übrig zu lassen. So hat es ihn das Leben an der Station gelehrt.

Schwarze Bäume im Schnee, scharfe Äste vor rotem Himmel – hinter dem Zaun beginnt die Straße, weiße Nachbarhäuschen, vereinzelt die gelben Apfelsinen elektrischer Lampen, Gärten, Zäune, Kamine, aus denen Rauch steigt, als stünden dort müde Männer, unterhielten sich in der Kälte und stießen warmes Januarleben aus ihren Lungen. Die Straße ist leer, niemand zu sehen, nur an der Station rumpeln manchmal die Waggons beim Rangieren, Metall auf Metall, als verrücke jemand eiserne Möbel. Und von Süden, von der Stadt her, hört man den ganzen Tag, seit dem Morgen, schwere Explosionen – mal mehr, mal weniger. Der Donner verteilt sich hoch in der Luft, im Winter ist die Akustik komisch, schwer auszumachen, woher sie geflogen kommen und wo sie einschlagen. Frische Luft, der feuchte Baumgeruch, angespannte Ruhe. So ruhig ist es nur, wenn alle verstummen, um zu lauschen. Pascha zählt bis hundert, dann kehrt er um. Zehn. Vorigen Abend waren es sechs. Im selben Zeitraum. Was sie wohl in den Nachrichten sagen?

Er trifft den Alten in der Küche. Über den Tisch gebeugt, packt er seine alte Sporttasche.

»Wo willst du hin?«, fragt Pascha.

Was für eine Frage: Natürlich den Jungen holen. Demonstrativ packt er die Zeitung ein (wozu bloß eine ausgelesene Zeitung lesen? das ist doch wie ein gelöstes Kreuzworträtsel lösen), seine Brille (Pascha schimpft immer mit ihm wegen die-

ser Brille – dickes Glas, verzerrtes Bild, dann trag doch lieber gleich Sonnenbrille, wenn du sowieso nichts siehst), den Rentenausweis (wenn er Glück hat, fährt er kostenlos), das Handy, abgeschliffen wie ein Kiesel am Strand, ein frisches Taschentuch. Seine Taschentücher wäscht und bügelt der Alte selbst, belastet seine Tochter nicht damit, das will er nicht. Einmal im Monat stellt er sich ans Bügelbrett und fährt behutsam über die mit der Zeit ergrauten Taschentücher, wie man entwertete Banknoten trocknet. Pascha kauft ihm immer Papiertücher, aber der Alte benutzt weiter seine Stofftücher, eine Gewohnheit noch aus der Zeit, als er auf der Station im Kontor gearbeitet hat und es noch keine Taschentücher aus Papier gab. Und andere auch nicht. Das Handy kann der Alte eigentlich gar nicht bedienen, schleppt es aber dauernd mit sich herum – zerstoßenes Gehäuse, abgenutzter grüner Knopf. Pascha lädt ihm die Karte immer wieder auf, er selbst weiß gar nicht, wie das geht. Jetzt packt er also, kramt in der Tasche, schweigt beleidigt: er wird immer schwieriger, lässt nicht mit sich reden, trotzig wie ein Kind. Pascha tritt an den Herd, trinkt direkt aus dem Teekessel. Seit die Brunnen im Sommer ausgetrocknet sind, ist es gefährlich, aus dem Kran zu trinken: Wer weiß schon, was da heutzutage in den Röhren haust. Daher kochen sie das Wasser ab und meiden die Tümpel. Der Alte antwortet ihm nicht, durchwühlt seine Tasche.

»Also gut«, sagt Pascha, »ich fahr und hole ihn.«

Aber so schnell kann der Alte nicht einlenken. Er nimmt die Zeitung aus der Tasche, faltet sie auf, faltet sie wieder zusammen, macht sie klein und steckt sie zurück. Seine gelben trockenen Finger zerknüllen dabei nervös das Zeitungspapier, Pascha schaut er gar nicht an, beugt sich über den Tisch, will Recht behalten, befindet sich mit der ganzen Welt im Krieg.

»Hast du gehört?«, sagt Pascha. »Ich fahr und hole ihn.«

»Nicht nötig«, antwortet der Alte.

»Ich hab doch gesagt, dass ich ihn hole«, wiederholt Pascha genervt.

Da nimmt der Alte demonstrativ seine Zeitung aus der Sport-

tasche und geht hinaus. Öffnet resolut die Tür zum Wohnzimmer – ein Streifen weichen Fernsehlichts fällt in den dunklen Flur. Dann schließt er sie geräuschvoll, und es ist, als zöge er von innen die Tür eines leeren Kühlschranks zu.

ERSTER TAG

Der Januarmorgen ist lang und unbeweglich wie die Warteschlange in der Ambulanz. Morgenkälte in der Küche, bleiernes Morgengrauen vor dem Fenster. Pascha tritt an den Herd und spürt den süßlichen Gasgeruch. Er assoziiert ihn immer mit munterem morgendlichem Erwachen. Ein Arbeitstag, Schülerhefte und Lehrbücher in die Aktentasche, dann in die Küche, das süße Gas atmen, starken Tee trinken, dazu Schwarzbrot, sich einreden, dass man etwas gemacht hat aus seinem Leben, und wenn man es sich genug eingeredet hat – auf zur Arbeit. Dieser Geruch begleitet ihn schon sein ganzes Leben lang, er hat nicht mal Appetit, wenn er woanders als zu Hause aufwacht, da fehlt ihm dann sein morgendlicher Herd, der nach angekokelten Kochmulden riecht. Pascha schaut zum Fenster hinaus, betrachtet den schwarzen Schnee und den schwarzen Himmel, setzt sich an den Tisch und schüttelt den Kopf, versucht, richtig wach zu werden. Sechs Uhr morgens, Januar, Montag, ein weiterer Tag ohne Arbeit.

Er nimmt ein paar Hefte vom Fensterbrett, blättert sie durch, legt sie gleich wieder zurück, steht auf, geht durch den Flur, schaut ins Wohnzimmer. Der Alte sitzt im Sessel, vom Bildschirm herab versucht einer, der blutüberströmt ist, ihm etwas zuzurufen, aber umsonst: Der Alte hat schon in der Nacht den Ton abgestellt, er ist jetzt nicht zu erreichen, da kannst du schreien, wie du willst. Pascha hält einen Moment inne und sieht auf das Blut. Der, der schreit, schaut jetzt Pascha an und schreit ihm zu: nicht ausschalten, hör mich an, es ist wichtig, es geht auch dich an. Aber Pascha nimmt schnell die Fernbedienung, drückt den großen roten Knopf, als presse er die letzte Zahnpasta aus der Tube, legt die Fernbedienung auf den Tisch und geht hinaus, schließt vorsichtig, um den Alten nicht zu wecken, die Tür hinter sich. Aber die Tür knarrt trotz-

dem alarmiert im Morgengrauen, der Alte im Zimmer wacht sofort auf, greift nach der Fernbedienung und schaltet schweigend den Fernseher wieder ein, in dem etwas Entsetzliches geschieht, etwas, das alle angeht. Aber da ist Pascha schon fast beim Stationsbahnhof.

*

Irgendwas stimmt nicht, denkt er, irgendwas stimmt nicht. Keine Menschenseele, kein Laut. Nicht einmal Lokomotiven sind zu hören. Keine Händler. Aus dem dunkelblauen Schnee sickert das Wasser, es hat um die null Grad, aber der Himmel hängt voller Wolken, und die Feuchtigkeit in der Luft verwandelt sich ab und zu in kaum spürbaren Regen, Nebel steht hinten über den Gleisen, und in diesem Nebel sind weder Stimmen noch Schritte zu hören. Ist halt noch früh, denkt Pascha angespannt, es ist einfach noch früh. Im Süden, wo die Stadt beginnt, steht dieselbe verdächtige Stille, keine Explosionen, keine zerfetzte Luft. Um die Ecke biegt ein Autobus. Pascha atmet auf: der öffentliche Nahverkehr funktioniert, alles in Ordnung also. Es ist einfach noch früh.

Er grüßt den Fahrer, der ängstlich den Kopf in den Kragen seiner Lederjacke zieht. Geht durch den leeren Bus, setzt sich links ans Fenster. Dann überlegt er es sich anders und wechselt nach rechts. Der Fahrer verfolgt das im Spiegel, als fürchte er, etwas Wichtiges zu verpassen. Als sich ihre Blicke treffen, dreht sich der Fahrer weg, lässt den Motor an, zieht den Schalthebel. Eisen knirscht beleidigt, der Autobus fährt los, der Fahrer dreht eine Ehrenrunde im leeren Nebel, die Station bleibt zurück. In solchen Bussen werden Tote transportiert, kommt Pascha in den Sinn. In speziellen Bussen mit einem schwarzen Streifen. Ob es dort wohl auch Sitze für die Passagiere gibt? Oder muss die Witwe auf dem Sarg Platz nehmen? Und wohin bringt mich dieser Katafalk?

Der Bus passiert eine leere Kreuzung, dann die nächste. Danach müsste der Straßenmarkt kommen, wo die Rentnerinnen

Tiefgefrorenes verkaufen. Der Bus biegt ab, doch da sind keine Rentnerinnen, keine Passanten. Pascha wird langsam klar, dass wirklich etwas nicht stimmt, dass etwas passiert ist, aber er tut weiter so, als wäre alles in Ordnung. Bloß keine Panik. Der Fahrer weicht weiter seinem Blick aus und jagt den Katafalk durch Nebel und Wasser. Vielleicht hätte ich doch Nachrichten schauen sollen, denkt Pascha nervös. Vor allem diese Stille, nach all den Tagen, an denen der Himmel im Süden, über der Stadt, einer im Feuer erhitzten Eisenstange glich. Still und leer, als hätten alle den Nachtzug bestiegen und sich davongemacht. Nur Pascha und der Fahrer sind noch da, aber auch sie fahren, an den beiden auf Sand gebauten Hochhäusern vorbei, passieren das Busdepot und verlassen die Siedlung. Eine lange Pappelallee führt zur Landstraße, die Pappeln lugen aus dem Nebel hervor wie Kinder hinter den Schultern ihrer Eltern. Irgendwo dort oben bewegt sich schon die Sonne auf ihrer Bahn, irgendwo dort muss sie sich schon erhoben haben, zwar nicht zu sehen, aber zu spüren. Sonst ist nichts zu spüren. Pascha blickt wachsam in die Feuchte ringsum und versucht zu verstehen, was er verpasst hat, was der blutüberströmte Typ im Fernsehen ihm wohl mitteilen wollte. Der Fahrer umfährt vorsichtig die kalten Schlaglöcher, erreicht die Landstraße, biegt rechts ab. Der Bus rumpelt zur Haltestelle und stoppt wie gewohnt, denn hier steigt eigentlich immer jemand zu. Aber heute offenbar nicht. Eher aus Gewohnheit bleibt der Fahrer eine Zeitlang mit geöffneten Türen stehen, schaut sich dann nach Pascha um, wie um Erlaubnis heischend, die Türen schließen, und der Bus fährt weiter, nimmt Fahrt auf und wäre fast in die Straßensperre gerast.

»Fuck«, entfährt es dem Chauffeur.

An der Straßensperre ein Haufen Soldaten. Sie stehen hinter den Betonblöcken, unter zerfetzten Staatsflaggen, und blicken schweigend in Richtung Stadt. Wie oft hat er diese Stelle im vergangenen halben Jahr passiert, seitdem nach kurzen harten Kämpfen die Staatsmacht hierher zurückgekehrt ist? Auf dem Weg in die Stadt oder zurück nach Hause, zur Station, musste

man jedes Mal Ausweiskontrollen fürchten, besser gesagt: Unannehmlichkeiten. Obwohl man Pascha meistens schweigend durchwinkte, ohne Fragen: ein Einheimischer, ordentlich gemeldet, der Staat hat ihm nichts vorzuwerfen. Pascha hat sich an die gleichgültigen Blicke, die gemessenen, mechanischen Bewegungen der Soldaten gewöhnt, an ihre schwarzen Fingernägel, daran, den Ausweis mit dem Meldeeintrag abzugeben und zu warten, bis sich das Vaterland einmal mehr von seiner Gesetzestreue überzeugt hatte. Die Soldaten gaben die Papiere schweigend zurück, Pascha stopfte den Ausweis in die Tasche und versuchte, allen Blicken auszuweichen. Die Staatsflaggen wurden vom Regen ausgewaschen, die Farben verblassten, lösten sich in der grauen Herbstluft auf wie Schnee im warmen Wasser.

Pascha schaut aus dem Fenster und sieht, wie ein mit Eisen gepanzerter Jeep am Bus vorbeizieht und vor ihnen zum Stehen kommt. Aus dem Jeep springen drei Typen mit Maschinengewehren. Ohne den Linienkatafalk zu beachten, rennen sie in die Menschenansammlung weiter vorne. Die Soldaten stehen da, rufen sich etwas zu, reißen sich die Ferngläser aus den Händen, beobachten die Landstraße, strengen die von Rauch und Schlafmangel roten, von tiefen Falten umrahmten Augen an. Aber die Landstraße ist leer, beängstigend leer. Normalerweise ist dort immer jemand unterwegs. Obwohl die Stadt schon lange fast völlig eingeschlossen ist und der Belagerungsring immer enger gezogen wird, fuhr doch dauernd jemand über diese eine Straße in die Stadt und zurück. Vor allem Soldaten, die Munition in die Stadt brachten, oder freiwillige Helfer, die ebenfalls ständig von hier, aus dem Norden, dem friedlichen Gebiet, allen möglichen Kram ankarrten, wie warme Kleidung oder Schnupfenmittel. Wer braucht in einer Stadt, die mit schwerer Artillerie beschossen wird und kurz vor der Kapitulation steht, eigentlich Schnupfenmittel? Aber das hinderte niemanden: Auch weiterhin brachen ganze Kolonnen vom Mutterland zu den Eingeschlossenen durch und gerieten dabei regelmäßig unter Beschuss. Obwohl doch kein Zweifel

bestand, dass die Stadt aufgegeben werden würde, dass die staatlichen Truppen gezwungen sein würden, sich zurückzuziehen und die Fahnen von Paschas Land mitzunehmen, dass die Frontlinie sich so oder so nach Norden, Richtung Station verschieben und der Tod also einige Dutzend Kilometer näher rücken würde. Aber wen interessierte das schon? Auch die Zivilisten fassten sich ein Herz und drängten über den zerbrochenen Asphalt in die Stadt. Die Soldaten rieten ihnen ab, aber keiner hier hatte groß Vertrauen zu den Soldaten, jeder hielt sich selbst für klüger. Und setzte sich wegen irgendeiner Pensionsbescheinigung dem Granathagel aus. Wenn man zwischen Tod und Bürokratie wählen muss, ist der Tod ja wirklich manchmal die bessere Wahl. Die Soldaten wurden ärgerlich, schlossen manchmal den Übergang einfach, aber kaum verstummten die Explosionen für einen Moment, bildete sich vor der Sperre eine Schlange. Und man musste die Leute passieren lassen.

Heute aber ist die Landstraße völlig leer. Offensichtlich geht dort in der Stadt wirklich etwas Schlimmes vor, etwas, das sogar die Minibusfahrer und Spekulanten abhält. Und ein Haufen unrasierter Männer, wütend vor Schlaf- und Ausweglosigkeit, steht zwischen Betonblöcken und Stacheldraht, und alle schreien sich an, lassen ihre Wut aneinander aus. Da löst sich ein großer hagerer Soldat aus der Menge und kommt auf sie und ihren Bus zu, stumpfe Augen unter dem übergroßen Helm, stumpf und weit aufgerissen, wahrscheinlich vor Angst. Er winkt gebieterisch in ihre Richtung, stehen bleiben und keine Bewegung, heißt das. Wobei sie sich sowieso nicht bewegen – stehen starr und halten den Atem an. Im Bus wird es plötzlich eng und die Luft so dünn, dass man beinahe erstickt, so viel man auch nach ihr schnappen mag. Der Soldat erreicht die Tür und schlägt tönend mit der Faust gegen die Metallhaut. Der Bus erklingt wie ein versunkenes U-Boot, und der Fahrer öffnet hastig die Tür.

»Wohin, fuck?«, schreit ihn der Soldat an und klettert gebückt ins Innere. Er muss sich krümmen, der Helm rutscht

ihm über die Augen, und Pascha kommt es vor, als kenne er ihn, aber woher bloß? denkt Pascha. Der Soldat schaut misstrauisch, tritt näher, richtet den Helm, wischt sich die Augen und schreit Pascha ins Gesicht: »Ausweis! Deinen Ausweis, fuck!«

Pascha durchwühlt seine Taschen, und Taschen hat er plötzlich so viele, dass er sich darin verliert und nichts mehr finden kann, nur verschiedenen Müll zutage fördert: die feuchten Tücher, mit denen er morgens in der Schule seine Schuhe abwischt, den Ausdruck seines Stundenplans, eine Benachrichtigung, dass auf der Post ein Päckchen abzuholen ist. Ach ja, denkt Pascha, während er dem Soldaten angstvoll ins Gesicht blickt, ich muss das Päckchen noch abholen, das Päckchen, das Päckchen. Vergessen, denkt er, und seine Haut wird plötzlich feucht und kalt, als hätte man ihn selbst mit einem feuchten Tuch abgewischt.

»Wird's bald?«, schreit der Soldat und kommt ganz nah.

Vor allem aber hat Pascha keinen Schimmer, in welcher Sprache der andere redet. Denn die Worte entfahren ihm so harsch und abgehackt, dass sie weder Akzent noch Intonation enthalten, er schreit einfach etwas heraus, als huste er eine Erkältung ab. Er müsste eigentlich die Staatssprache sprechen, denkt Pascha panisch, die Staatssprache, vor einem Monat stand hier doch eine Einheit aus Shytomyr, die haben sich noch lustig gemacht, wie er von einer Sprache in die andere stolperte. Sind das noch dieselben oder nicht? überlegt Pascha fieberhaft, während er in die aufgerissenen Augen schaut, in denen sich seine ganze Furcht spiegelt.

»Vergessen«, antwortet Pascha.

»Was?«, fragt der Soldat ungläubig.

Der Fahrer fährt hoch, weiß nicht, ob er fliehen soll oder bleiben. Pascha weiß auch nicht, was tun, und denkt, wie konnte mir das bloß passieren, wie bloß?

Da ertönt draußen ein Schrei, so grell und durchdringend, dass der Soldat zusammenzuckt, sich umdreht, den Fahrer zur Seite stößt und aus dem Bus springt. Der Fahrer sinkt in

seinen Sitz zurück, kommt aber schnell wieder auf die Beine und springt dem Soldaten hinterher. Auch Pascha springt hinaus, und alle laufen sie in Richtung der Menschenmenge, die ganz plötzlich verstummt und sich auflöst. Von Süden her, von hinterm Horizont, aus Richtung der belagerten Stadt, wie aus einem unsichtbaren Luftloch, strömen Männer. Einzeln, zu zweit, in Gruppen überwinden sie die Horizontlinie und kommen hierher, auf die Menschenmenge zu, die schweigend steht und wartet. Dort am Horizont werden sie kaum merklich größer, wachsen wie Schatten am Nachmittag. Noch schaut niemand durchs Fernglas und niemand schreit, als fürchteten alle, die Prozession zu erschrecken, die langsam die Landstraße füllt und sich bereits mehrere hundert Meter ausgedehnt hat. Die Männer gehen gemessen, als hätten sie es nicht eilig, aber dann wird klar, dass sie einfach nicht schneller können: Sie sind zu erschöpft, zu schwer fallen ihnen diese letzten paar hundert Meter. Aber gehen müssen sie, also gehen sie, ohne stehen zu bleiben, nähern sich stetig, bewegen sich auf ihre Fahne zu, steigen aus der Senke zur Straßensperre auf, wie Passagiere, die man wegen Schwarzfahrens aus dem Fernbus geworfen hat. Es ist, als beschleunige sich die Zeit, und alles geschieht so schnell, dass keiner Gelegenheit hat, sich zu fürchten oder zu freuen. Die Ersten erreichen schon die farbbeschmierten Betonblöcke, aber dort am Horizont tauchen immer neue auf und steigen in die Senke hinab, streben nach Norden, zu ihren Leuten. Und je näher sie kommen, je deutlicher man ihre Gesichter erkennen kann, desto stiller wird es. Denn jetzt kann man die Augen derer sehen, die da kommen, und in diesen Augen ist nichts Gutes zu erkennen – nur Erschöpfung und Frost. Ihr Atem ist so kalt, dass er an der Luft nicht einmal kondensiert. Vor Schmutz schwarze Gesichter, leuchtende Augäpfel. Helme, schwarze zerschlissene Kappen. Halstücher, grau vom Schutt. Gewehre, Riemen, leere Taschen, auf dem Rücken Säcke, schwarz vom Schmieröl an den Händen. Von Ziegelstaub und Schwarzerdeklumpen verdreckte Stiefel. Die Ersten, die kommen, schauen vorwurfsvoll und ungläubig, als ob alle, die